

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Die Samariterin

urn:nbn:de:bsz:31-62042

„Ich glaub', ich bin eingegangen, bigotts!“ Der Hirschwirt aber meinte, er müsse es mit einem Schwindler zu tun gehabt haben, und als er die beiden großen, schweren Koffer, die der Herr Geometer dagelassen, vom Schlosser öffnen ließ, wurde es ihm zur traurigen Gewißheit; denn in den Koffern waren Steine.

„D,“ schrie er, „hätt' ich den Spitzbuben doch nur dem Löwenwirt gelassen,“ und „o,“ sagte der Löwenwirt, „ich könnt' mir die Haare ausreißen, daß ich den Halunken nicht dem Hirschwirt ließ. Das wär' eine Freud', das wär' ein Gaudt für mich, jekund aber — ist's eine Blamage, bigotts!“

Die Samariterin.

„Siehst, Marei, es isch do esange nimmi zuem Ushalte,“ sagte Frau Zundt, die Kaufmannsfrau. „Ma cha esange kein Mensch meh traue. Alles isch falsch, alles goht uf's Stehlen und Vitrüegen us. Grad de Morge han i mi Magd, d' Anni, furtg'schickt. Ich ha g'meint, des sei e puren Engel, und uf ihri Treui hätt' i Chirche und Kapelle baue, aber jo, „trau, schau, wem,“ heißt's im Sprichwort, und wie nötig aß es isch, des han i jek wieder bi d'r Anni g'seh'.

Gli, wo's zue mer cho isch, des wär' denn vor eme halbe Johr gsi, het's gait, es heb' e so 'ne chranki Schwester in der Stadt, ob se si nit hie und da am Sunntig ddrst goh b'sueche. „Frili,“ sag i, „wenn du unter d'r Woche dini G'schäfte recht mach'sch, so soll d'r des am Sunntig nit verweht si, es isch jo e guet Werk, wemme die Chranke b'suecht und vorab no e Schwester, des erheischt jo scho d' Christepflicht.“

So han i g'sait, und jede Sunntig, wo Gott werde lo het, isch mi Anni zue d'r chranke Schwester in d' Stadt, und jedesmol han i em Aute oder Eier, Kaffi und Zucker und sunst no allerlei mitgä. Denn jedesmol, wenn's heim cho isch, het's grusig g'hület und g'jomeret, wie's mit der Schwester so schlecht stand, wie sie so grusige Schmerze heb', und wie Not und Elend zue alle Löcheren use luege. Nai, Marei, sie het eim chönne 's Herz binwege, e Pfarrer cha's nit besser, und 's isch mer mengmol 's Wasser in d' Auge cho und i ha denkt: i bi numme froh, aß i jek e so 'ne ordlegi Magd ha. Die het 's Herz uf em rechte Fleck, isch christlich, flißig und hüßig und Gottis Sege cha nit usblibe, wenn i guet bi mit ere.

So han i denkt. Aber jo, guet Nacht. E rechti Schwindleri und Diebi han i im Hus gha, und i wär' wäger no lang nit druf cho, wenn i nit zuefällig e Lintuech in ihrem Zimmerli obe g'suecht hätt'. De mueßt nämlich wisse, Marei, aß i Buech sühr' über mi ganzi Gardrobb'. Jedes Stück, jedes Lin- und Tischuech, jede Strumpf und jedes Nastuech het si Nummere und isch im Gardrobbuech irrait. Isch eis verisse oder sunst eweg cho, so mach' i gli wieder e neu's dervür, und so isch denn alles immer komplett. Natürlich lueg i no jeder Wösch, wo mer hänt, no,

ob alles stimmt, i mach' Inventari. Des han i denn am letzte Sunntig au to, aber wie-n i au suech und wie-n i au zell, immer fehle mer zwei Lintuecher. Um d' Nummere z'finde, wo fehle, gang i in alli Zimmer und visitier' an de Bettler. Ich gang au in der Magd ihr Stübli und deck' in glücher Absicht, ohni e bösi Ahnig, 's Bett ab. Aber was meintsch, Marei, was i g'funde ha!? E ganzi Bageladig Zucker, Kaffi, Zigori, Fabe, Sidedändel und alles, was me in ere Hushaltig bruucht, und alles isch us mim Lade gsi, — g'haust het's d' Anni nit, also het sie's g'stohle. Aß mi d'r Schlag nit troffe het, sell nimmt mi hüt no Wunder. Kei Wunder, han i denkt, het des Mensch jedesmol e so 'ne große Chratte an Arm g'hentt, wenn's in d' Stadt isch.

Ich ha aber vorläufig nit g'sait, i ha's wöllen uf d'r Tat ertappe. Wo's aber Romittag chunnt, demütig und bischeide, wie g'wöhnlig, und mit em große Chratte an Arm und sait, es wöll jek in d' Stadt zue d'r Schwester, sag i zu-en em: „Wart no e weng, i will d'r no e Pfund Zucker mitgä!“ und gang in Lade und hol' denn de Zucker. „Zeig,“ sag' i, „mach d'r Deckel uf an dem Chratte, aß i d'r Zucker cha dri tue!“

„Nit, nit,“ sait's aber und hebt d' Hand druf, „mache jo nit uf, 's Schuhmachers Wölk het mer geschtert z'oben e Fint broocht und de will i d'r



„De Deckel mueß drab, ich will seh', was in dem Chratte isch.“

Schwester ihre Chinder bringe. Wemme d'r Deckel uf macht, so fliegt er furt!“

„Und sell isch jek no so gliich,“ sag' i, „de Deckel mueß drab, i will seh', was in dem Chratte isch,“ und mit dene Worte riß i d'r Deckel ab und richtig,

die ganz Vischerung, wo-n i dobe in sim Bett g'funde ha, ich drin.“

»Wo heisch die Sache her?« frog' i.

»D Frau Jundi,« sait des frech Mensch, »stelle doch keini so verdächtige Frooge. Des isch e Bileidigung, i bi kei Schelm.«

»Wo heisch die Sache her?« frog i nonemol.

»He, i ha alles am letzte Sunntig in d'r Stadt g'chauft und bi derno nimmi zue d'r Schwester cho, wo-n 'r es ha wölle bringe. 's Hus isch scho b'schlosse gsi und schelle han i nit möge!«

»Nai, in mim Lade heisch alles g'stohle, du heuchlich, schlecht Mensch,« sag i. »Siehst, do uf dene Sibeändel und uf dene Spuele han i selber d'r Bris druf g'schriebe. Augeblich leerst d'r Chorb us un patsch bi Bündel. Lohn kriegst kein, denn wenn du alli Sunntig e so 'ne Chratte voll War mitg'no heisch — und i glaub's ehnder as nit — so bist guet zahlt. Wenn d' aber meintsch, de hebst doch no öbbis z' guet, so verchlagsch mi eisach. Vor Gericht wird's derno usg'macht und verrechnet, was es jedem vo uns no triffst.«

So han i gsait, und 's Anni isch froh gsi, as es so abg'lossen isch. Sie het enanderno d'r Kuffer pact und isch furt.“

„Sell glaub' i,“ sagte die Marei, „aber ich hätt' sie der Polizei übergä, ich hätt' sie nit so furtlaufe lo!“

„Nai,“ entgegnete Frau Jundi, „des han i nit wölle. I wär' jo selber blamiert, wenn's d' Lüt erfahre täte, as mi e so 'ne Tier e halb Johr lang am Narrejeil umme g'fuehrt het. Aber sell weiß i, mich b'schilt und b'stiehlt keini meh. Denn jets glaub' i keim meh und pasz uf. Bi der Anni han i g'meint, sie sei e redti Samariteri, jets isch's e so 'ne verstohele, verschlage Tier — so isch's uf der Welt!“

bleibe im Lande und nähere dich redlich.

Das ist ein altes Sprichwort, und als es aufkam, waren die Verhältnisse und die Lebensführung der Menschen ganz andere und von den heutigen Einrichtungen sehr weit entfernt. Damals gab es kein weltumspannendes Telegraphennetz, keine Eisenbahn, die Menschen und Waren in einigen Stunden und beinahe gefahrlos in weitentfernte Gegenden brachte. Es gab auch noch keine Konsulate, die in fremden Ländern die Interessen ihrer Landsleute wahrnahmen und für die Sicherheit der letzteren sorgten.

Von einer geordneten Rechtspflege war in den meisten damaligen Staaten keine Rede. Brutalität und Gewalttätigkeit begegneten dem Reisenden auf Schritt und Tritt. Somit war das Reisen eine heisse Sache, und man versteht es, wenn der Weise des alten Testaments sagt: „Bleibe im Lande und nähere dich redlich.“

Aber trotz der großen Umwälzungen, die das Verkehrsweisen im Laufe der Zeiten erfahren hat, trotz der Sicherheit, deren man sich heute in fremden Ländern erfreut, das Sprichwort hat noch immer seine Geltung. Noch heute ist es für die meisten

Menschen besser, wenn sie auf ihrer Scholle bleiben. Einige besonders tatkräftige und geniale Menschen, die sich überall und unter allen Umständen zurechtfinden, können und dürfen der Gesamtheit nicht vorbildlich werden. Da, wo seine Wiege steht, ist der Mensch daheim. Hier kennt er die Verhältnisse, er ist bei seinem Stamm und weiß sich eins im Denken und Empfinden mit seiner Umgebung. Er hat also vor dem, der in weiten Fernen sein Brot suchen muß, vieles voraus.

Und unser deutsches Vaterland verdient es vor allen andern, daß man es liebt und ihm treu bleibt. Es liegt zwar nicht in der warmen Zone, erfreut sich nicht eines ewig blauen Himmels, der Boden gibt nichts ohne Arbeit, aber bei redlichem Bemühen doch so viel, daß wir leben und unseres Lebens froh werden können, und unsere gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen sind so, daß wir diejenigen anderer Länder nicht zu beneiden brauchen. Wir haben Brot, eine geordnete, unbestechliche Rechtspflege, wir können sicher unsere Straße wandeln und erfreuen uns bei jedem ehrlichen Erwerb eines wirksamen Schutzes, und wenn auch noch nicht alle Berge geebnet und noch nicht alle Sümpfe ausgetrocknet sind und auch bei uns noch da und dort das Glend in seiner ganzen Blöße sich zeigt, so liegt das in der Unzulänglichkeit aller menschlichen Einrichtungen. Man hat bisher getan, was man tun konnte, und der Wille zu Weiterem ist da.

Wenn einer oder eine das nicht glauben will, dann sollen sie nur ins Ausland gehen, und sie werden bald als ganz Befehrte heimkommen und mit dem Anneli von Thalingen ausrufen: „I bi froh, as i wieder do bi!“

Das Anneli war ein nettes, braves Marktgräflermädchen und versah zu allgemeiner Zufriedenheit schon vier Jahre in einer gangbaren Wirtschaft auf dem Lande den Dienst einer Kellnerin. Hier war es gehalten wie das eigene Kind. Es konnte essen und trinken nach Lust und Belieben, selbständig schalten und walten und erhielt 200 Mark Jahreslohn; das Trinkgeld bezifferte sich noch höher. Kurz und gut, das Anneli hatte in den vier Dienstjahren 1500 M. auf die Sparkasse getragen. Aber das Geld hat die Eigenschaft, daß es immer die Gier nach noch mehr erweckt.

Das Anneli hatte in Newyork einen Better und der hatte ihm schon öfters geschrieben, daß Amerika für das weibliche Geschlecht ein wahres Paradies sei. Die Frauen seien völlig Meister und würden von den Männern auf den Händen getragen. So rücksichtslos der Yankee im Kampfe ums Dasein auch sei, sobald er mit Damen zusammenkomme — und das seien in Amerika alle Weibsleute — werde er ein vollkommener Gentleman. Und was den Verdienst anlange, so übersteige er den, den man in Europa bekomme, um das vierfache. Ganz gewöhnliche Mädchen, die erst aus dem Geißenstall irgend eines deutschen Dorfes gekommen seien und also nichts könnten, erhielten in Newyork monatlich 30 Dollar